

rungene, relative Autonomie der Kommunen auf langsam gewachsene Freiheitsstrukturen aufmerksam (Exkursion nach Rottenburg; Referate von Oberbürgermeister *Löffler*, Regierungspräsident *Gögler* und dem Politologen Professor *Wehling*.

Durch Anschauung verfestigte Positionen auflockern

Eine Exkursion zum Thema „Landwirtschaft in der Industriegesellschaft“ endete mit einer Diskussion über das Genossenschaftswesen. Ministerialdirektor *Sabel* vom Landwirtschaftsministerium, Stuttgart, Präsident *Ludger Reddemann* von den baden-württembergischen Bauernverbänden und Präsident *Kißling* vom Württembergischen Genossenschaftsverband schilderten vor allem die Auswirkungen der Agrarbeschlüsse der EG auf die deutsche Landwirtschaft.

Weiterhin standen noch ein Besuch bei der Landeszentralbank, Stuttgart, mit Vortrag von Professor *Kloten* über die Politik der Bundesbank, sowie eine Exkursion zum Thema Bildungspolitik auf dem Programm. Sie führte zur Berufsakademie Heidenheim, einem Beispiel für den nur in Baden-Württemberg existierenden Sonderweg der Berufsakademien, also der Weiterführung des „dualen Systems“ im tertiären (Bildungs-)Bereich. Nach einer Vorstellung dieses Modells durch den Direktor der Berufsakademie Heidenheim, Professor *Kurt A. Hildenbrand*, folgte am Beispiel des für die Lateinamerikaner neuen „dualen Systems“ der Berufsbildung eine Reflexion über den Zusammenhang von Erziehung und wirtschaftlicher

Entwicklung, über die Rolle also des neben Arbeit und Kapital dritten Produktionsfaktors „intellektuelles, menschliches Kapital“ (Professor *Neuser*, Bielefeld). Ministerialrat *Ludwig Gieseke* vom Bildungsministerium, Bonn, stellte abschließend das deutsche Hochschulsystem vor.

Die lateinamerikanischen Teilnehmer fragten im Blick auf die Berufsakademien an, ob durch deren Verquickung mit der Industrie nicht einem einseitigen Vorrang der Leistungsorientierung und raschen Verfügbarkeit der Studenten und einer ideologischen Naivität Vorschub geleistet würde. Andererseits bewunderten sie insgesamt das Zusammenspiel von Erziehungs- und Wirtschaftssystem in Deutschland. In Lateinamerika gibt es keine vergleichbare Differenzierung des Bildungswesens und auch keine so differenzierte Berufsbildung, was zu einer Krise der dortigen Universitäten geführt hat.

Die Auswertung des Seminars, bei der auch eine Publikation geplant wurde, ergab ein einhelliges Interesse der Teilnehmer an einer Fortsetzung unter zugespitzter Themenstellung (etwa: Beschäftigungspolitik in Lateinamerika; Tagungsort vermutlich Quito).

Hierin läge die Chance für beide Seiten (Theologie/Philosophie und Wirtschaftswissenschaften), an konkreten Problemen in jenes Dialogfeld einzutreten, das den Theologen zwingt, aus einer Position des Pauschalprotests gegenüber der Wirtschaft und der Evokation von allgemeinen Prinzipien (wie Freiheit oder Gerechtigkeit) „herabzusteigen“, wie es andererseits eine sich selbstgenügsam und positivistisch gebende Wirtschaftswissenschaft aufsprengen könnte.

Hermann Weber

„Bei allem, was wir sagen, an die anderen denken“

Ein Gespräch mit Pierre Duprey aus Anlaß von 25 Jahren Einheitssekretariat

Am 5. Juni werden es 25 Jahre seit der Gründung des päpstlichen „Sekretariates zur Förderung der Einheit der Christen“, kurz Einheitssekretariat genannt. Wir nahmen dieses Datum zum Anlaß eines Gesprächs über ökumenische Fragen aus der Sicht des Sekretariates mit dessen Sekretär, P. Pierre Duprey PA. Wir wollten damit nicht eine Bilanz von 25 Jahren Ökumene aus katholischer Perspektive ziehen, sondern uns vor allem auf den aktuellen Problemstand konzentrieren. Die Fragen stellte David Seeber.

HK: Pater Duprey, das Einheitssekretariat besteht jetzt seit 25 Jahren. Sie waren fast von Anfang an mit dabei und sind seit 1984 sein Sekretär. Um mit einer vielleicht etwas naiven Frage zu beginnen: was waren in diesen Jahren für Sie die positivsten, was die negativsten Erfahrungen?

Duprey: Das Allerbedeutendste und im Sinne Ihrer Frage

Positivste war für mich universalkirchlich gesehen der eklesiologische Umdenkungsprozeß, der im Konzil Grundlage der ökumenischen Arbeit geworden ist. Ohne „Lumen gentium“ gäbe es kein Ökumenismusdekret. Ohne die entschiedene Hinwendung der Kirche zu ihrem Herrn und die Selbstprüfung der Kirche im Lichte seines Wortes und die Bereitschaft, in diesem Licht auch die anderen anders sehen zu lernen, gibt es keinen wirklichen Ökumenismus.

HK: Aber neben dieser gewiß für alle grundlegenden Erfahrung eines neuen Aufbruchs durch eine Art ökumenischer Konversion der Kirche selbst, hat es vor allem in den Jahren danach, im Blick auf die eigene Kirche und, ich denke, auch im Blick auf die anderen an Negativem und an Rückschlägen nicht gefehlt ...

„Wo keine Vertiefung der Ekklesiologie des Konzils stattfindet, ist Ökumene nicht möglich“

Duprey: Mein Temperament ist so, daß ich lieber die positiven als die negativen Dinge sehe. Ich persönlich bin überrascht, daß selbst die Hoffnungen der größten Optimisten, die durch die Ankündigung des Konzils geweckt wurden – und ich zähle mich zu ihnen –, inzwischen von der Wirklichkeit noch weit übertroffen worden sind. Der Herr hat uns mehr gegeben, als wir zu hoffen wagten. Das ist für mich eine ständige Kraftquelle ökumenischer Arbeit. Aber da Sie so hartnäckig nach den negativen Erfahrungen fragen, will ich mich auch dem nicht entziehen: Das negativste ist für mich die Einsicht, daß die Ökumene keine Fortschritte macht, wo keine wirkliche Vertiefung der Ekklesiologie im Sinne des Konzils stattfindet. Die grundlegende Barriere für ein wirklich ökumenisches Engagement ist, bei allem guten Willen, das Nichtwahrnehmen der theologischen Vertiefung der Kirchenlehre des Konzils.

HK: Und dieses Nichtwahrnehmen ist nach Ihrer Meinung auch der Hauptgrund dafür, daß die ökumenischen Hoffnungen heute lange nicht mehr so stark sind wie zur Zeit des Konzils?

Duprey: Das würde ich nicht sagen. Ich bleibe dabei, daß mehr Wirklichkeit geworden ist, als wir zu hoffen wagten. Ich wollte auch nicht sagen, in der Kirche als solcher werde die Ekklesiologie des Konzils nicht wahrgenommen. Für das „Ankommen“ der Lehre des Konzils im Bewußtsein der Kirche braucht es unvermeidlich Zeit. Das ist auch eine Generationenfrage. Die Bischöfe des Konzils werden durch Bischöfe abgelöst, die das Konzil (wenigstens unmittelbar) nicht erlebt haben. Es braucht jetzt viel Mühe und Arbeit, um sich das ganze anzueignen, es wirklich zu rezipieren, seinen Geist zu realisieren. Als 1978 Johannes Paul II. kurz nach seiner Wahl das Einheitssekretariat empfing, sagte er, es brauche nicht eine Art konziliaren Fundamentalismus, man müsse in seinem Sinn, nach seinem Geist vorangehen und die Möglichkeit nutzen, sich auch den durch den ökumenischen Fortschritt entstandenen neuen Situationen zu stellen. Die Ökumene ist eine Bewegung. Bewegungen können nicht den Geist vergangener Jahrhunderte wiederholen, sondern sie brauchen die Treue zur kirchlichen Gesamttradition, um frei zu sein für ihre wirklichen Aufgaben und sich nicht durch Querschläge oder Verkürzungen irritieren zu lassen.

HK: Was Sie sagen, betrifft aber gewiß nicht nur und auch nicht in erster Linie Theologen und Gläubige, sondern nicht minder die diözesanen, regionalkirchlichen und zentralkirchlichen „Apparate“: vom Papst über die Kurie bis zum letzten Bischof. An der Basis der Kirche hat die Ökumene, jedenfalls bis zu einem bestimmten Zeitpunkt, sagen wir bis Ende der siebziger Jahre, viel gewonnen, jedenfalls an Engagement. Die Probleme, die

Sie ansprechen, scheinen eher „oben“ angesiedelt zu sein.

Duprey: Nach unserer oder besser nach meiner Meinung ist das nicht so. Sehr häufig haben wir Schwierigkeiten, das ökumenische Leben vor Ort – ich spreche nicht gerne von Basis, sondern meine die konkrete Ökumene im Volk Gottes, in den Pfarreien und Diözesen – richtig einzuordnen bzw. damit zurechtzukommen, weil dort viele nicht-theologische Faktoren eine größere Rolle spielen. Es bildet sich gelegentlich eine Mentalität aus, die sich nicht immer der wirklichen Probleme bewußt ist. Sie sprachen von der Kurie; ich bin seit 22 Jahren hier und habe nicht den Ehrgeiz, über sie zu urteilen. Sie sprachen vom Papst: ich bin sicher, weil er es wiederholt gesagt hat, daß der Einsatz der katholischen Kirche für die Ökumene irreversibel ist. Sie ist ständiges Anliegen des Papstes. Der Anteil ökumenischer Begegnungen an seinen Pastoralreisen ist beachtlich. Während der Kanadareise hörte ich den Präsidenten des kanadischen Kirchenrates zum Papst sagen: Wir danken Gott für das Beispiel Ihres Lebens. Ich fand das umwerfend.

„Es gibt in der katholischen Kirche einen großen Respekt für das, was vorher getan wurde“

HK: Aber es gibt gerade bei solchen Gelegenheiten auch genügend Dinge, an denen sich andere stoßen.

Duprey: Natürlich gibt es Vorgänge und Verhaltensweisen, die nicht verstanden werden, an denen nichtkatholische oder auch katholische Christen sich reiben oder durch die sie sich vor den Kopf gestoßen fühlen. Gerade deswegen braucht es eine gewisse Blickweite, um zu verstehen und unterscheiden zu können, was in der katholischen Kirche die große Linie, was die Achse ihres Denkens und Tuns ist und was mehr Zufallserscheinung einer bestimmten Kultur oder eines bestimmten Landes ist. Paul VI. hat einmal zu einem orthodoxen Metropoliten gesagt, der ihn noch in der frühen Zeit seines Pontifikates besuchte: Unser Wille, Ihnen zu begegnen, steht außer Zweifel, aber wir kennen uns noch nicht sehr gut. Es könnte sein, daß wir uns beim Die-Hand-Geben gegen unseren Willen schlagen. Seien Sie gewiß, daß wir Ihnen die Hand reichen wollen, ohne zu schlagen. Ich will nicht andere kritisieren, das Evangelium sagt ja, man sehe den Splitter im Auge des anderen und übersehe den Balken im eigenen Auge. Ich will nur sagen: In der Ökumene braucht es vor allem Vertrauen in die Position des anderen. Ohne dieses Grundvertrauen ist Ökumene nicht möglich.

HK: In der Ökumene spielen neben grundsätzlichen Formen des Verhaltens auch die geschichtlichen Bedingungen eine Rolle, unter denen die Begegnung der Kirche und die Suche nach der Einheit stattfindet. In dem Zusammenhang wollte ich Sie etwas fragen, was nach mei-

nem Empfinden meist übersehen wird: Ist die katholische Kirche nicht eigentlich zu einer Zeit in die ökumenische Bewegung eingetreten, in der diese selbst ihren ersten Höhepunkt überschritten hatte und sich bereits in einer Orientierungskrise darüber befand, was Ökumene eigentlich soll? Ich denke an gewisse Politisierungsprozesse innerhalb des Weltkirchenrates, aber auch in anderen Bereichen.

Duprey: Das ist schwer zu sagen. Ich glaube zum Beispiel, daß gewisse Urteile über den Ökumenischen Rat der Kirchen diesbezüglich übertrieben waren. Jedes konkrete Engagement und jede Aktion hat eine politische Seite. Man muß wissen, was man zu jener Zeit wollte. Im übrigen ist die Geschichte für mich eine Spiralbewegung, es gibt ständig Wendungen, insofern ist jedermann ständig in Krise und Entwicklung. Klar ist für mich, daß die ökumenische Bewegung ohne die katholische Kirche hinkend bliebe, denn es fehlte ihr eine ganz wesentliche und notwendige Komponente des Christentums. Und klar ist für mich auch, daß die katholische Kirche darum bemüht war, sich mit großer Behutsamkeit der ökumenischen Bewegung zu öffnen und jene zu respektieren, die sich ihr gegenüber engagieren, und sich nicht zu verhalten wie ein Elefant im Porzellanladen. Es gibt von katholischer Seite einen großen Respekt für das, was vorher getan wurde. Aber es ist auch klar, daß wir in die ökumenische Bewegung den Reichtum unseres Glaubens und unserer Tradition einbringen wollen.

HK: Aber ich denke, daß gerade in der Zeit, in der die katholische Kirche in die ökumenische Bewegung gleichsam „full time“ eingetreten ist, sich in dieser – geprägt durch den Weltkirchenrat – die Grundperspektive deutlich verschoben hat: Man hat angefangen, weniger die Einheit selbst als eigentliches Ziel zu suchen, sondern die Prioritäten zugunsten einer Zusammenarbeit in allgemeinen sozialen und politischen Fragen der Menschheit auf Kosten der theologischen zu verschieben.

Duprey: Das ist mir zu negativ. Es gibt eine notwendige Interaktion zwischen theologischer Aufgabenstellung und christlichem Zeugnis in der Gesellschaft. Wir können weder auf die Klärung theologischer Fragen noch auf das gemeinsame Zeugnis verzichten. Manchmal kommen Freunde aus Afrika zu uns und sagen, die „europäischen“ Fragen des 16. christlichen Jahrhunderts interessieren uns nicht. Ich antworte ihnen: Gut, aber wenn ihr getrennt seid, seid ihr es aufgrund dieser Fragen, also müssen auch sie, wenn ihr auf dem Weg zur Einheit weiterkommen wollt, gelöst werden. Aber davon ist die Anstrengung um ein gemeinsames Zeugnis zugunsten unserer Nächsten nicht zu trennen. Und es ist offenkundig für viele leichter, sich humanitär zu betätigen als theologische Fragen zu klären ...

HK: Das hat sich auch im Ökumenischen Rat mehrfach gezeigt ...

Duprey: Es gibt gerade in Genf Gegenbeispiele. Das dort gegenwärtig am meisten zitierte Papier, der

Bestseller im Ökumenischen Rat, ist das Lima-Papier über Taufe, Eucharistie und Amt. Was immer man gegen dieses Papier einwenden mag, für mich ist es ein historisches Dokument. Es zeigt ein außergewöhnliches Maß an Annäherung zwischen allen christlichen Kirchen. In Vancouver hat die Vollversammlung des Ökumenischen Rates jedesmal, wenn das Dokument zitiert wurde, applaudiert. So etwas hat es bis dahin nicht gegeben. Die sozialen oder „weltlichen“ Unternehmungen sind möglicherweise das Sichtbarste am Ökumenischen Rat. Vielleicht weniger sichtbar, aber von nicht geringerem Gewicht ist seine theologische Arbeit. In ihr arbeiten wir seit 1970 über „Glaube und Kirchenverfassung“, wie Sie wissen, voll mit, und vielleicht haben wir auch ein wenig zur Stärkung der theologischen Grundlagen beigetragen.

HK: Die von Ihnen genannte notwendige Interaktion von Lehre und Zeugnis hat aber auch noch eine andersgerichtete Dialektik. Meist denken wir, wenn von Ökumene die Rede ist, in erster Linie an Theologie und an Lehrkontroversen und vernachlässigen die praktischen, kultur- und geschichtsbedingten Gegensätze und Trennungsgründe. Sind letztere im Grunde genommen nicht noch wichtiger und als Hemmnisse auf dem Wege zur Einheit nicht fast noch unüberwindlicher als die im Prinzip lösbaren kontroverstheologischen Fragen?

Duprey: Geschichtlich ist sehr richtig, was Sie sagen. Deswegen haben wir im ökumenischen Sprachgebrauch ja auch die deutliche Unterscheidung zwischen Theologie und Glaube, wobei vorausgesetzt wird, daß auch die Theologie im Gegensatz zum einen Glauben kulturbedingt ist. Aber um Ihre eigentliche Frage aufzunehmen: die grundlegende Trennung zwischen Ost- und Westkirche z. B. war zunächst keine Trennung aus Gründen der Lehre, sondern war politisch und kulturell verursacht. Erst in der späteren Polemik hat man sie dann mit Lehrgründen zu rechtfertigen versucht. Die Abtrennung der anglikanischen Kirche war alles andere als bloß durch Lehrprobleme verursacht. Und Sie haben auch darin recht, daß diese geschichtlichen Tatsachen ihre aktuellen Folgen haben. Das ist nicht einfach schlechter Wille. Die getrennten Christen und Kirchen haben sich während Jahrhunderten unterschiedlich entwickelt. Das führte zu unterschiedlichen Mentalitäten. So etwas läßt sich nicht in Jahren überwinden. Hier ist wieder wichtig, was ich eingangs gesagt habe: der Faktor Zeit.

„Unterschiedliche Mentalitäten lassen sich nicht in Jahren überwinden“

HK: Zeit kann hier auch negativ wirken, wenn man sich der realen Faktoren zu wenig bewußt wird oder konfessionelle Kulturen unter Hinweis auf die um sich greifende Säkularisierung für tot erklärt. Denn Kulturfaktoren spielen in die praktische Arbeit hinein, bestimmen das Ethos, auch die politischen Verhaltensweisen. Wie schwer sich unterschiedliche konfessionelle Mentalitäten u. U. auch aufgrund gegensätzlicher politischer Sichtweisen

tun, hat sich zum Beispiel in der Bundesrepublik erst jüngst auf einem ökumenischen Kongreß über Ausländerfragen gezeigt. Findet man aber in solch praktischen Fragen zu keiner gemeinsamen Linie, kommt es rasch zu Ermüdungserscheinungen, und man läßt es. Oder das gemeinsame Glaubenszeugnis wird auf eine enge Weise spiritualisiert, auf „Geistliches“ eingeschränkt ...

Duprey: Sie haben recht. Ich bin kein Fachmann für soziale Aktion und meinte früher, die Dinge würden sich in dieser Beziehung fast von selbst regeln. Ich mußte aber bald feststellen, daß dies sehr komplexe Fragen sind und daß es sehr unterschiedliche Versuche gibt, sich einer Sachfrage anzunähern. Die große Frage ist: Ergeben sich gewisse Positionen notwendig aus dem katholischen oder protestantischen Prinzip oder vielmehr aus den Gewohnheiten und Verhaltensweisen, von denen aus an eine bestimmte Frage herangegangen wird. Erst jüngst habe ich in der neuen gemeinsamen Gruppe Genf – Rom angeregt, wir sollten angesichts der neuen Probleme, die sich uns stellen, uns gegenseitig konsultieren, *bevor* wir etwas verlautbaren, und wenn möglich, gemeinsam Stellung nehmen. Wo es sich um neue Probleme handelt, haben wir noch nicht einzeln bzw. getrennt Position bezogen: laßt uns also zusammen überlegen, ob wir nicht gemeinsam Stellung nehmen können. Sonst verhalten wir uns wieder wie Getrennte und können die Trennung nie überwinden. Hier spielt natürlich der kulturelle Hintergrund eine große Rolle und auch die Art und Weise, Theologie zu betreiben.

HK: Aber voranzukommen ist diesbezüglich nur, wenn sich die konfessionellen Kulturen tiefgreifend wandeln. Haben Sie den Eindruck, dies sei gegenwärtig tatsächlich der Fall?

Duprey: Ich kann dazu wenig sagen. Ich habe aber den Eindruck, daß sich die Christen gegenseitig mehr und mehr auf eine neue Weise sehen. Es wächst eine andere Generation heran. An den Universitäten und selbst an den Oberschulen – ich spreche von Europa und Nordamerika – ist die Tatsache, daß jemand Christ ist, innerhalb einer mehrheitlich ungläubigen oder gleichgültigen Bevölkerung viel wichtiger als es die aus dem 16. Jahrhundert ererbten konfessionellen Gegensätze sind. Und meine Erfahrungen im Nahen Osten sagen mir dasselbe. Als gläubige Christen in nichtchristlicher Umgebung sich für die Zukunft ihres Landes einzusetzen und ein Zeugnis als Christen zu geben ist für junge christliche Araber viel entscheidender als die konfessionellen Trennungen. Die Leute dort sagen: Wir sind Christen und wollen als solche leben, wenn sich unsere Priester, Bischöfe und Patriarchen einigen, wir sind bereit.

HK: Diese Art von „leichtem“ Ökumenismus ist hier in Rom und wohl auch bei anderen Hierarchien nicht besonders geschätzt ...

Duprey: Es geht so auch nicht. Die so denken, übersehen die noch zu lösenden Probleme. Aber es gibt auch einen sehr tiefen Glaubenssinn der Gläubigen. Als Kardinal

Willebrands zusammen mit dem syrisch-orthodoxen Patriarchen ein Dorf in Syrien besuchte, das bis in die 20er Jahre rein syrisch-orthodox war und jetzt eine katholische und eine orthodoxe Kirche hat, stand auf einem Triumphbogen zu lesen: Fiquieh fordert die Wiederherstellung der Einheit der Christen. Man darf die Dinge nicht vereinfachen und auch nicht alles in einen Topf werfen. Das ökumenische Klima ist örtlich und regional unterschiedlich. In anderen Gegenden finden Sie eine sehr starke Zurückhaltung gegenüber Einheitsbestrebungen. Es gibt auch Länder, wo es praktisch noch gar keine Ökumene gibt. Wir in Europa sind von den Religionskriegen noch nicht ganz geheilt; die Amerikaner sind in dieser Beziehung sehr viel freier.

„Getrennt, weil wir daran gewohnt sind, getrennt zu sein“

HK: Weil Sie schon mehrfach die Ostkirchen angesprochen haben, eine etwas weitergehende Frage dazu. Die Päpste der Gegenwart seit Johannes XXIII. bis zum gegenwärtigen Papst geben den Beziehungen zu den Ostkirchen deutlich Priorität. Aber gerade im Verhältnis zu den Ostkirchen sind die kulturellen und geschichtlichen Gegensätze sehr stark ausgeprägt. Wie beurteilen Sie von daher die von den Päpsten gesetzte Priorität?

Duprey: Es ist sehr gefährlich, mich auf mein Ursprungsterrain zu führen ...

HK: Sie sind Ostkirchenfachmann, deswegen wollte ich gerade Sie dies fragen ...

Duprey: Ich möchte Ihre Behauptung in Frage stellen. Ich glaube nicht, daß es diese Priorität gibt. Der ökumenische Einsatz der katholischen Kirche ist weltweit, er sucht den Weg zur Einheit mit allen christlichen Bekenntnissen, die Bereitschaft zum Dialog gilt in allen Richtungen. Es ist aber ganz klar, daß wir mit den Orthodoxen eine einmalige Beziehung haben. Paul VI. hat mehrfach unterstrichen, daß die katholische Kirche und die orthodoxe Kirche die einzigen sind, zwischen denen eine „fast völlige Einheit“ besteht. Als Schwesterkirchen können wir in Ruhe daran gehen, abzuklären, was uns im Glauben und im Verständnis der Kirche noch trennt. Sie haben aber recht bezüglich des kulturellen Aspekts. Ich kann mich erinnern, daß während des Konzils katholische Theologen sich mit orthodoxen Vertretern trotz geringerer Lehrdifferenzen wenig und mit sehr protestantischen Beobachtern trotz tiefer Unterschiede in der Lehre sehr gut verstanden haben. Oft haben Orthodoxe den Eindruck, daß die (westliche) Ökumene sich einseitig in einem kulturellen Milieu bewegt, das nicht das ihre ist. Aber es gibt eine neue Generation von orthodoxen Theologen, die westliches Denken sehr intensiv kennengelernt haben und die sich in westlicher Kultur bewegen wie Protestanten und Katholiken auch. Ich wiederum hatte persönlich Gelegenheit, mich intellektuell und spirituell ganz in die östliche Mentalität einzuleben und fühle mich in dieser wohl.

Ich wurde im Schweizer Fernsehen einmal gefragt, warum Katholiken und Orthodoxe eigentlich getrennt sind, ich antwortete: nur weil wir daran gewohnt sind, getrennt zu sein.

HK: Aber wo sind, wenn wir realistisch sind, wirklich Fortschritte der Annäherung zwischen den Kirchen, nicht nur zwischen den Kirchenführungen zu erkennen. Es gibt (erst) seit einiger Zeit die offizielle orthodox-katholische Kommission. Wir erleben eine ausgedehnte Besuchs- und Reiseökumene, begleitet von manchmal sehr eindrucksvollen, aber die Wirklichkeit nicht verändernden Gesten. Aber es gibt politische Hemmnisse, es gibt z. B. den noch andauernden Widerstand der Kirche von Griechenland gegen alles Römische. Nicht nur katholische Theologen verstehen sich leichter mit „westlichen“ Protestanten, sondern auch Katholiken im Westen fühlen sich u. U. sehr säkularisierten Menschen näher als einem gläubigen orthodoxen Christen. Und selbst die formellen theologischen Gespräche scheinen trotz des „Dialogs der Liebe“ nicht recht voranzukommen. Ein hoher Kirchenmann sagte mir vor der letzten Tagung der katholisch-orthodoxen Kommission auf Kreta, er gehe zwar dahin, aber „passieren“ tue da nichts.

Duprey: Ihre Frage hat sehr viele Aspekte ...

HK: Das ist beim Thema Ökumene unvermeidlich ...

Duprey: Es ist normal, daß jemand aus dem Westen das so beurteilt. Ich ziehe einen einfachen Vergleich, wenn Sie wollen, eine Karikatur. Wenn sich zwei im Westen begegnen, fragen sie, was der andere denkt, was er glaubt, dann einigen sie sich und umarmen sich. Wenn man im Osten jemandem begegnet, dann fragt man, was er macht, umarmt sich und einigt sich dann. Damit will ich sagen: Man hat häufig das Gewicht von Gesten unterschätzt. Sie sind grundlegend. Seit 1964 tauschen der Papst und die Patriarchen Osterbriefe aus. Das war ein großes Zeichen von Gemeinschaft zwischen Kirchen in der alten Kirche. 1961 haben die orthodoxen Kirchen feierlich erklärt, daß sie bereit sind, den Dialog mit der katholischen Kirche aufzunehmen: auf gleicher Ebene unter gleichen Partnern, was doch in diesem Dialog heißt, anerkannt sein als Kirche, als Bischof, als Patriarch. Natürlich bleiben die theologischen Lehrfragen und die Theologen, die dazu neigen, das theologische Raisonement absolut zu setzen.

„Bestimmen, was wirklich geeinte Ortskirche ist“

HK: Es bleiben aber die politischen Bedingungen, die den Handlungsspielraum einschränken, z. B. für die russische Orthodoxie. Denken Sie an jüngste Reaktionen des Moskauer Patriarchats z. B. an dessen Vorwurf mit deutlich politischem Hintergrund, Rom wolle die katholisch-orientalischen Kirchen „als Mittel“ in der Ökumene einsetzen.

Duprey: Die russische Kirche beurteilt die Lage natürlich von ihrer Situation her. Und wir müssen achtgeben, daß

sich ihr Spielraum nicht verringert. Im übrigen sind wir mit der russischen Kirche in vielen Dingen sehr einig. Und was Sie zur Kirche Griechenlands sagen: Man gibt manchen Publikationen in Griechenland ein viel zu großes Gewicht. Ich sagte einmal zu einem griechischen Metropoliten, 90 Prozent des griechisch-orthodoxen Klerus und der Gläubigen stünden auf der Linie des ökumenischen Patriarchen. Er sagte nein: 98 Prozent. Wenn Sie nach Rom kommen und die katholische Kirche nur nach gewissen Publikationen hier oder von extrem konservativen Gruppierungen anderswo beurteilen, erhalten Sie auch von der katholischen Kirche eine Karikatur. Genau das gilt auch für die Kirche Griechenlands ...

HK: Seit einiger Zeit scheinen wir in einer neuen Phase ökumenischer Beziehungen zu sein. Von dieser hat man den Eindruck, die Kirchen hätten inzwischen gelernt, miteinander zu dialogisieren, in Grenzen auch zusammenzuarbeiten, in noch engeren Grenzen auch miteinander zu beten und Gottesdienst zu feiern, aber gerade dadurch werde die ökumenische Lage zwiespältig. Führt die mit diesem Zustand verbundene Selbstzufriedenheit im Grund nicht dazu, daß das Ziel, die Einheit selbst, mehr und mehr wieder aus dem Auge verloren wird? Warum Einheit, wenn das friedliche und kooperative Nebeneinander so problemlos ist? Ist das gegenwärtig nicht das eigentliche Problem, über das Ökumene stolpert?

Duprey: Zusammenarbeit kann in der Tat etwas sehr anderes sein als Suche nach Einheit ...

HK: Sind es unter Umständen nicht sogar Gegensätze?

Duprey: Das ist möglich. Aber Sie kennen die verschiedenen bilateralen Gespräche. Das Ziel aller Gespräche soll letztlich die Wiederherstellung der vollen Einheit sein bzw. der Einheit im Glauben und im sakramentalen Leben, wie es das erklärte Ziel des Dialogs mit den Anglikanern und ebenso mit den Lutheranern ist. Im Blick auf die Orthodoxen ist klar: das Ziel ist von Anfang an die volle kirchliche Einheit. Johannes Paul II. hat für die katholische Kirche gesagt, die Kirche müsse lernen, wieder durch beide Lungen zu atmen, durch die der Kirche des Ostens und die des Westens. Aber ich wollte noch etwas Grundsätzliches sagen. Auf der ÖRK-Vollversammlung 1975 in Nairobi wurde versucht, die Einheit, die wir suchen, in einer nach meinem Empfinden grundlegenden Studie zu beschreiben und darzustellen: als eine konziliare Gemeinschaft von wirklich geeinten Ortskirchen. Die Hauptaufgabe besteht nun darin, näher zu umschreiben, was eine wirklich geeinte Ortskirche ist. Aber nach meiner Meinung ist die dortige Beschreibung der Einheit in der Sache katholisch interpretierbar. Damit will ich nicht sagen, daß die katholische Interpretation mit der Meinung all derer übereinstimmt, die an der Formulierung des Dokuments mitgewirkt haben. Aber ein solcher Versuch allein zeigt schon, die Einheit als Ziel ist keineswegs vergessen, auch wenn wir in einigen bilateralen Gesprächen noch im Anfangsstadium sind und dieses erklärte Ziel noch nicht direkt in den Blick gekommen ist.

HK: Aber ist in der Kirche als ganzer die nötige Bereitschaft dafür da, vor allem auch bei den kirchlichen Autoritäten?

Duprey: Ich gebe zu, daß man bei uns auf katholischer Seite häufig eine simplifizierte Vorstellung von Einheit hat. Wenn wir die zu schaffende Einheit wirklich wollen, müssen wir auch bereit sein, gewisse katholische Verhaltensweisen zu überprüfen, Verhaltensweisen, die durchaus legitim sind, aber die nicht einfach anderen aufoktroziert werden können. Es muß zum Beispiel klar sein, daß die päpstliche Autorität unterschiedlich ausgeübt werden muß gegenüber der West- und gegenüber der Ostkirche. Dafür gibt es einen genügenden Freiheitsraum, er kann um so freier genutzt werden, je mehr man sich im Glauben bzw. über die Wirklichkeit des Glaubens einig ist: über die sakramentale Struktur der Kirche, das kirchliche Amt usw. Ist man sich darüber einig, kann sich Einheit fast von selbst verwirklichen um den herum, der aufgrund seiner Berufung der Einheit der Universalkirche zu dienen hat.

HK: Ist das nicht recht konzentrisch, wenn auch im traditionellen Sinne katholisch gedacht?

Duprey: Nein, aber natürlich darf das nicht heißen, daß die anderen die gleichen juridischen Regelungen annehmen müssen, nach denen die lateinische Kirche regiert wird. Und das ist vielfach tatsächlich ein großes Problem. Das Konzil hat der ökumenischen Erneuerung zwei entscheidende Voraussetzungen zugrunde gelegt, die bisher nicht genügend verwirklicht sind: die Bekehrung der Herzen und die Erneuerung der Kirche. Man darf nicht glauben, die Erneuerung der Kirche sei abgeschlossen. Die Kirche als menschliche Institution muß sich *ständig* erneuern ...

„Es geht nicht darum, daß die anderen vom katholischen Elefanten verschlungen werden“

HK: Viele Menschen in der Kirche, und vor allem manche Amtsträger meinen, die Erneuerung der Kirche sei schon zu weit gegangen ...

Duprey: Das beweist, daß ihre Bekehrung nicht weit genug gegangen ist ...

HK: Ich wollte nochmals insistieren auf der Frage Zusammenarbeit–Einheit. Ich glaube schon, daß die hauptsächlich mit Ökumene Beschäftigten, die Profis sozusagen, auf die Einheit hinarbeiten. Meine Frage hatte aber die Kirche und deren Führungen im Blick. Und dort, meine ich, ist gerade, seitdem man besser zusammenarbeitet, die Einheit selbst eher wieder in weitere Ferne gerückt. Im übrigen gibt es auch hohe Vertreter in der katholischen Hierarchie, die das gemeinsame Gebet und die Zusammenarbeit fördern, aber die Einheit selbst endzeitlicher Erfüllung überlassen möchten, vielleicht gerade weil man jeweils Sorge um die eigene Kirche hat. Sie

selbst haben öfters von der Angst der Kirche vor dem Identitätsverlust in der Begegnung mit anderen Kirchen gesprochen. Bremst nicht gerade diese Angst neben wieder wachsender Selbstbezogenheit der Kirchen den gegenwärtigen Gang der Ökumene?

Duprey: Ich spreche gar nicht so gerne von Identität. Der Ausdruck ist für mich etwas unscharf. Er vermischt Elemente, die für die Einheit notwendig sind, mit anderen, die es in keiner Weise sind. Meine Identität als Katholik umfaßt nicht nur meinen katholischen Glauben, sondern auch meine Art, katholisch zu sein. Das ist ein großer Unterschied. Ein Schwede ist anders als ein Sizilianer, und ein Amerikaner anders als ein Spanier. Sie können dennoch alle Katholiken sein. Katholischsein heißt ja nicht, bestimmte Eigenarten haben, sondern katholisch glauben. Ich halte also nicht viel von diesem Begriff. Aber es gibt, Sie haben recht, die Angst, etwas ändern zu müssen ...

HK: Würden Sie die Angriffe gegen das Rahner-Fries-Buch, gegen das sich gewiß vernünftiger Einwände vorbringen lassen, als sie jüngst im „Osservatore Romano“ standen, als einen Ausdruck solcher Angst ansehen?

Duprey: Zum Teil vielleicht schon. Aber ich habe große Schwierigkeiten mit dem Begriff der Nicht-Zustimmung (non-assentiment), wie er von Fries und Rahner verwendet wird. Dieser Begriff ist in einem ganz anderen Kontext entstanden. Seine Generalisierung ist problematisch. Früher wurde er auf das Glaubensverhältnis von Katholiken und Orthodoxen angewandt. Er besagte dort, es bedürfe keiner ausdrücklichen Zustimmung zu Entwicklungen im Glauben, die in einer anderen Kultur stattgefunden haben, es genüge die Respektierung dieser Entwicklung im Verhältnis zu den anderen. Das ist ein ganz anderer Kontext. Aber, um zu Ihrer eigentlichen Frage zurückzukommen, ich glaube schon, daß die Angst vor Veränderung ein großes Problem ist. Die katholische Kirche ist eine große Sache, sie ist ein Elefant im Verhältnis zu den anderen Konfessionen. Es geht nicht darum, daß die anderen vom katholischen Elefanten verschlungen werden. Aber Sie kennen die Minderheitenreaktionen: diese sind bei Katholiken, wo sie selbst in Minderheit sind, ähnlich wie bei anderen Minderheiten. Diese Ängste können nur überwunden werden durch Bekehrung der Herzen und der Kirche.

HK: Die Angst vor Identitätsverlust drückt sich auch in den verschiedenen fundamentalistischen Bewegungen innerhalb der christlichen Kirchen und in anderen Religionen aus. Sind nicht gerade sie ein neues Hindernis auf dem Weg zur Einheit?

Duprey: Dieses Phänomen ist in der Tat ein Problem. Man verläßt sich auf Simplifizierungen, anstatt daß man sich um Vertiefung bemüht. Ich respektiere allerdings sehr die Menschen dieser Richtung. Es ist im allgemeinen leicht, mit ihnen zu sprechen über ihre grundlegenden Überzeugungen. Aber es ist auch klar, daß es sich häufig um die Ablehnung einer Vertiefung, letztlich um eine Verweigerung gegenüber dem Mysterium handelt. Sie ver-

trauen oft mehr einer meist nicht sehr rationalen Systematisierung menschlicher Gedanken als einem Sich-Öffnen für den Glauben. Eigentlich wollen sie alles wissen und über alles Gewißheit haben, was wir eigentlich glauben sollen.

„Fundamentalisten wollen über alles Gewißheit haben, was sie eigentlich glauben sollen“

HK: Und wie beurteilen Sie das Faktum, daß die Kirchen sich zwar gesprächsweise annähern, aber in ihrer faktischen Kirchlichkeit sich so verhalten, als ob es diese Annäherung nicht gäbe. Die protestantischen Kirchen beziehen sich mehr denn je auf ihre Bekenntnisschriften, ohne auch nur den Versuch zu machen, sie auf dem Hintergrund der christlichen Gesamtgeschichte und -tradition neu zu lesen, und die katholische Kirche zeigt gerade als Papstkirche ein Bild, das vielleicht bewundert wird, aber für reformatorische Christen kaum eine Einladung zur Einheit ist.

Duprey: Das ist nochmals genau die Frage nach der Kirchnerneuerung: Ökumenische Beobachter sagten es schon am Ende des Konzils, und ich denke, daran ist etwas Richtiges: Der Eintritt der katholischen Kirche in die ökumenische Bewegung hat zunächst zu einer Konfessionalisierung der ökumenischen Bewegung geführt. Warum? Die katholische Kirche setzte den Akzent auf Lehrgesichtspunkte, das zwang die anderen, auch die, die daran nicht so sehr interessiert waren, sich ebenfalls stärker darauf zu beziehen. Dies muß nicht notwendig eine negative Entwicklung sein. Sich der eigenen Lehrquellen bewußt werden kann in sich schon ein Schritt aufeinander zu sein. Ein Beispiel: Die Lehre Calvins über die Eucharistie und das Amt ist der katholischen Lehre um einiges näher als die Position reformierter Theologen heute. Oder nehmen Sie ein anderes: Die 450-Jahr-Feier zur Confessio Augustana war in gewissem Sinn auch eine Rückkehr zu den Quellen: und an dieser Quelle zeigte sich, daß Luther keine neue Kirche schaffen, sondern die alte reformieren wollte ...

HK: Aber man erkennt nicht den Willen, zur Gesamttradition zurückzukehren und die Bekenntnisschriften als ein Element dieser Tradition zu betrachten.

Duprey: Sie wissen wie ich, daß die Kirchen der Reformation Tradition als etwas Mehrdeutiges ansehen und darauf häufig allergisch reagieren. Innerhalb der Kommission für Glaube und Kirchenverfassung wurden aber gerade in dieser Frage enorme Fortschritte gemacht (vgl. die Versammlung von Montreal). Es gibt kaum noch Leute, die die Schrift außerhalb der Tradition stellen, weil die Schrift als Tradition, wenn auch als ganz spezielle und einmalige, verstanden wird. Die Perspektiven haben sich diesbezüglich sehr verschoben. Ich bin nicht so naiv anzunehmen, daß damit alle Probleme gelöst sind, aber ich glaube, daß die Sache auf einem guten Weg bleibt.

HK: Wie beurteilen Sie den Glaubenspluralismus, bedingt durch säkulare Einflüsse innerhalb der einzelnen Kirchen? Man sagt z. B., ein Anglikaner könne alles glauben und müsse zugleich nichts glauben. Sie haben es auch schon angedeutet, die Kirchen sind vielfach nicht mehr die der Zeit der Reformation, sondern sind zum Teil Widerspiegelungen moderner, nur bedingt christlicher Lebensverhältnisse. Hierin liegt doch auch ein Grundproblem gegenwärtiger Ökumene.

Duprey: Ich glaube, diesbezüglich sind wir Katholiken oft sehr ungerecht gegenüber den anderen. Wir neigen dazu, diesen Pluralismus zu übertreiben. Die Anglikaner z. B. haben das Prinzip der „Comprehensiveness“, das Bemühen, unterschiedliche Tendenzen in ihrer Kirchengemeinschaft zusammenzuhalten. Das überschreitet oft das, was wir nach katholischem Verständnis als innerkirchlichen Pluralismus zulassen können. Aber wenn wir miteinander sprechen, stellen wir oft fest, daß diese Gegensätze so tief nicht sind, wie sie sich darstellen.

HK: Dennoch werden gerade solche Differenzen oft zum Alibi katholischer Autoritäten, das erlaubt, Konsensbewegungen zu bremsen. Ich denke dabei gerade an den Dialog mit den Anglikanern.

Duprey: Das glaube ich nicht. Der theologische Pluralismus selbst – ich würde lieber, wie im formellen Dialog üblich, von Pluralität sprechen – ist auch in unserer Kirche unverzichtbar. Was oft fehlt ist eine Autorität, die klar umschreiben kann, was Glaube der Kirche ist. Die Anglikaner spüren diese Lücke. Sie haben jetzt eine theologische Kommission berufen und z. B. auf der letzten Lambeth-Konferenz eine umfassende Konsultation beschlossen und sich darauf geeinigt, daß vor einer endgültigen Entscheidung in der Frage der eventuellen Ordination von Frauen alle Kirchen zu konsultieren seien. Aber ich möchte noch etwas anfügen. Für uns Katholiken ist der Garant der Einheit in allem Pluralismus die episcopale Struktur, gipfelnd im Petrusamt. Nach unserer Meinung ist deshalb die katholische Kirchenstruktur selbst ein Beitrag zum ökumenischen Dialog und eine Chance für ihn.

HK: Aber gegenwärtig gibt es diesbezüglich in der katholischen Kirche selbst zwei stark divergierende Tendenzen: einmal die vor allem um den Papst „versammelte“ hierarchisch geprägte Kirche, zum anderen eine innerhalb dieser feststellbare und über deren Grenzen zugleich hinausgehende, ich möchte fast sagen, kongregationalistische Tendenz, wenn wir z. B. an gewisse Gemeindeverständnisse innerhalb der Basisgemeinden, aber nicht nur an diese denken.

Duprey: Ich halte das für eine Erscheinung unserer Zeit auf allen Ebenen. In einem Lebenskontext, der den Menschen nicht mehr ganzheitlich gerecht wird, gibt es ein besonderes Bedürfnis nach wirklicher Gemeinschaft. Das ist nach meinem Empfinden etwas Gesundes. Aber diese Suche nach wirklicher Gemeinschaft kann auch geprägt sein

von einer Art Gemeinschaftlichkeitsindividualismus. Ich glaube zum Beispiel, daß man die aus dem Boden schießenden Sekten in dieser Richtung sehen muß. Man braucht sich über ihre Erfolge nicht zu wundern. Was die Kirche selbst betrifft, ist das Phänomen aber auch nicht ganz neu. Innerhalb der katholischen Jugendbewegung, z. B. in der Pfadfinderschaft – ich spreche von den Zeiten meiner allmählich schon recht fernen Jugend – hat es dieses Bedürfnis nach Gemeinschaft auch schon gegeben.

„Es ist eine Regel guter Verwaltung, daß der eine nicht auf das Blumenbeet des anderen tritt“

HK: Ist der gegenwärtige ökumenische Polyzentrismus, innerhalb dessen Rom sicher bereits ein großes Gewicht hat – Genf, Rom, Konstantinopel, Moskau, bilaterale Gespräche –, noch eine geeignete Basis für die ökumenische Bewegung oder bräuchte diese nicht insgesamt neue Strukturen oder einen neuen Ökumenischen Rat, dessen Strukturen noch zu bestimmen wären?

Duprey: Die ökumenische Bewegung hat notwendigerweise ein einziges Zentrum: das ist der Herr. Die katholische Kirche steht Christus gegenüber *mit den anderen*. Im übrigen ist die Tatsache, daß es mehrere ökumenische Zentren gibt, realistisch zu sehen. Der Ökumenische Rat ist zweifellos ein äußerst wichtiges Element der Bewußtseinsbildung in der Christenheit auf der Suche nach Einheit gewesen. Konstantinopel war mit seiner großen Enzyklika von 1920 mit der Aufforderung an die Kirchen, sich zu einen, Föderationen zu bilden, in gewissem Sinn ebenfalls ein Ursprung ökumenischer Bewegung. Selbst die Anglikaner oder auch die schwedischen Lutheraner, die sich im Ökumenischen Rat stark engagiert haben, bildeten „Zentren“ der Ökumene. Aber diese Zentren müßten in dem Maße, in dem sie gemeinsam auf das eine Zentrum, Christus, hin konvergieren, noch mehr an Bedeutung verlieren, als sie jetzt noch haben. Natürlich bringt die katholische Kirche mit der Hälfte aller Christen Wichtiges in die Gesamtbewegung ein: Das ist keine Störung der Ökumene, sondern eine Hilfe, diese weiterzubringen. Aber das erfordert von uns viel Behutsamkeit. Man ist sich in der katholischen Kirche leider noch nicht genügend der Wirkungen bewußt, die das katholische ökumenische Engagement für die Gesamtchristenheit hat.

HK: Welchem Ökumenischen Rat könnte die katholische Kirche beitreten?

Duprey: Es ist die Frage, was wir wollen. Besteht die ökumenische Bewegung im gemeinsamen Fortschreiten auf die Einheit zu oder in der Schaffung eines Riesenapparates, der die Kirchen aufsaugen soll. Die Frage des Beitritts wurde negativ entschieden. Inzwischen haben wir vielfältige Formen der Zusammenarbeit entwickelt, die wahrscheinlich sogar mehr bringen als eine direkte Mitgliedschaft. Auch hier gilt: daß die katholische Kirche kein Elefant im ökumenischen Porzellanladen sein will und darf.

HK: Ich möchte noch einmal den Rezeptionsprozeß ansprechen. Ist es nicht vielfach so und gerade gegenwärtig spürbar, daß die besten Konsensansätze ökumenischer Art in den katholischen Verwaltungsstrukturen hängenbleiben, weil die Kirchenleitung zu schwerfällig, zu ängstlich oder zu unwillig ist, um die Kirche als ganze in Richtung von mehr Konsens zu bewegen?

Duprey: Der Begriff der Rezeption wird in mancher Hinsicht mißverständlich gebraucht. Vor allem von solchen, die seine große Bedeutung in der Tradition der Kirche zu wenig kennen. Gemeint ist damit die Annahme und Anverwandlung (assimilation) von Entscheidungen mit allen Nuancierungen, die sich dabei abzeichnen können. Es ist klar, daß Rezeption gebunden ist an ein Autoritätsverständnis in der Kirche. Der Autorität ist das Charisma der Wahrheit, die Lehrvollmacht, anvertraut. In der katholischen Kirche ist der Episkopat mit dem Papst an der Spitze der Garant des Wahrheitscharismas, aber das in enger Verbindung mit dem Glaubenssinn der Gläubigen. Die Bulle Pius' XII. über die leibliche Aufnahme Marias in den Himmel gründet sehr stark auf der Berufung auf diesem Glaubenssinn. Es gibt also eine enge Verbindung zwischen dem *sensus fidelium* und dem Charisma der Unterscheidung der Wahrheit.

HK: Diese grundsätzliche Problematik ist mir klar, aber wie steht es mit der Annahme von theologisch und faktisch erreichten Übereinstimmungen durch die administrativen (Glaubens)organe vor allem der zentralen Kirchenleitung?

Duprey: Ich bin nicht Ihrer Meinung, daß Konsenspapiere gelesen werden und dann in der Verwaltungsmaschinerie der Kirche verschwinden. Welches sind die Dokumente, zu denen die kirchliche Autorität Stellung nehmen muß? Es gibt bisher ein deutliches, das der (ersten) gemeinsamen anglikanisch-katholischen Kommission. In der Geschichte der Kirche ist das eine Premiere. Also muß der rechte Weg erst gesucht werden. Aber die Entwicklung ist deswegen nicht zum Stillstand gebracht. Daß die Glaubenskongregation diese Entwicklung mit markiert, ist völlig normal. Daß sie an einem solchen Dokument auch Kritik übt, ist ein Beitrag zum Dialog. Er zeigt, daß man auch auf dieser Ebene bereit ist, in den Dialog einzutreten.

HK: Aber die „Dialektik“ zwischen Glaubenskongregation und Einheitssekretariat scheint nicht ganz einfach zu sein und das Verhältnis zur Gesamtkurie wohl auch nicht?

Duprey: Sie sollten das nicht dramatisieren. Kardinal Ratzinger hat in einem Interview mit Ihnen im vorigen Jahr gesagt, daß die Beziehungen zwischen beiden Dikasterien nicht immer optimal oder sehr eng waren. Das ist normal. Wir sind eine neue Einrichtung innerhalb eines Organismus, der Jahrhunderte Geschichte hinter sich hat. Es ist eine Regel guter Verwaltung, daß der eine nicht auf das Blumenbeet des anderen tritt.

„Die Kirchen wachsen noch nicht ausreichend in gegenseitiger Solidarität“

HK: Die „Ökumenisierung“ der Gesamtkurie bleibt also eine der wichtigen und zugleich schwierigsten Aufgaben des Einheitssekretariates als des ökumenischen Dialogorgans der Gesamtkirche?

Duprey: Ich sage nochmals: wir sind ein neuer Organismus. Alle Organismen haben ihre Zuständigkeit. Man muß aber genauer hinsehen. Die ökumenische Aufgabe ist nicht nur ein „Bezirk“ kirchlicher Aktivität, sondern etwas, was das gesamte Leben der Kirche betrifft. Ich bin – und ich sage es seit 20 Jahren bzw. seitdem ich hier bin – vom guten Willen aller Organe der Kurie absolut überzeugt, weil es der Wille des Papstes und der Wille des Konzils ist. Aber ich bin auch sicher, daß viele nicht mit gleicher Intensität die Implikationen und Voraussetzungen ihrer Tätigkeit unter ökumenischem Blickwinkel sehen. Und ich sage noch etwas, was meist übersehen wird: die Kirchen wachsen in der Zusammenarbeit, sie wachsen im Dialog, aber vielleicht nicht ausreichend in (gegenseitiger) Solidarität. Wir denken nicht genügend an die anderen, wenn wir etwas formulieren. Wir bleiben oft Kategorien verhaftet, die ganz und gar legitim sind, die aber frühere Mißverständnisse weitertragen. Es braucht

den Mut, bei allem, was wir sagen, an die anderen zu denken. Das bedeutet nicht, unseren Glauben minimalisieren, sondern ihn ausdrücken, damit ihn die anderen verstehen können. Wir dürfen aber auch nicht übersehen, daß die ökumenische Bewegung als solche und was eigentlich ihr Ziel ist, auch außerhalb der katholischen Kirche nicht überall in der gleichen Weise verstanden wird.

HK: Und die Sorge, daß im Zuge einer neuen Kurienreform die drei Dialog-Sekretariate, wie es einem gegenwärtigen Grundzug kirchlicher Führungspolitik entspräche, in einem einzigen Organismus zusammengefaßt oder auch anderen Dikasterien, etwa der Glaubenskongregation untergeordnet werden könnten, haben Sie nicht?

Duprey: Das ist die unvermeidliche jährliche Wiederkehr des Ungeheuers von Loch Ness. Ich bin absolut und ohne jeden Zweifel sicher, daß daraus nichts wird. Das widerspricht grundlegend der vor allem auf dem gemeinsamen Glauben an Christus und der gemeinsamen Taufe beruhenden spezifischen Eigenart der Beziehungen zu den anderen Christen und wäre auch gegen den Willen des Zweiten Vatikanums, das den Dialog, vor allem mit den anderen christlichen Kirchen, zu einer *Grunddimension* gesamtkirchlichen Lebens gemacht hat.

Worte der Kirchen zum 8. Mai

Zum 8. Mai haben die katholischen Bischöfe und der Rat der EKD, letzterer gemeinsam mit dem Bund Evangelischer Kirchen in der DDR jeweils eigene Erklärungen veröffentlicht. Das Wort der Bischöfe versteht sich vor allem als geistliches Wort in Form einer Meditation über das Vaterunser mit Anwendung auf das, was damals war und die Probleme, die heute bewegen. Es ist eine Mahnung zu Buße und Versöhnung, die in ihren Aussagen zum Dritten Reich allerdings sehr allgemein bleibt. Das gemeinsame Wort von EKD und DDR-Kirchenbund ist politische Botschaft aus dem Glauben, ein

Friedensruf über die deutsch-deutschen Grenzen und Gegensätze hinweg. Das Wort der katholischen Bischöfe ist vom Vorsitzenden der DBK, Kardinal Höffner, unterzeichnet und wurde am 19. April veröffentlicht. Das gemeinsame Wort der Kirchenleitung der Evangelischen Kirche in Deutschland und des Kirchenbundes erschien bereits im März. Es ist unterzeichnet vom Ratsvorsitzenden, Landesbischof Eduard Lohse (Hannover) und vom Vorsitzenden der Konferenz der Evangelischen Kirchenleitungen in der DDR, Landesbischof Johannes Hempel (Dresden).

Geistliches Wort der Deutschen Bischofskonferenz

„Was es uns schwermacht zu reden, das verbietet uns auch, zu schweigen.“ Trifft dieser Satz, den der heilige Papst Leo der Große in einem anderen Zusammenhang gesagt hat, nicht auch unsere Empfindungen am 8. Mai 1985?

Als Christen wissen wir: Das letzte Urteil über unsere wie über alle Geschichte ist allein dem lebendigen Gott vorbehalten. In ihm ist über alle Verstrickung in Schuld und über alle Erfahrungen des Unheils hinaus der Sinn unserer und aller Geschichte geborgen. Wir können die Geheimnisse der Weltgeschichte nicht im Lichte der Heilsge-

schichte vollends enträtseln. Wohl aber können wir in diesem Licht erkennen, wo Gefahr und Hoffnung, Schuld und Umkehr liegen.

Die Geschichte Gottes mit der Menschheit ist uns in den Urkunden des Alten und des Neuen Testaments bezeugt. Sie lehrt: Wer Mut hat zur Erinnerung, der findet auch Zukunft. Immer wieder ist uns in der Heiligen Schrift der Zusammenhang von Schuld und Schicksal bezeugt. Ein Aufrechnen des Geschicks und der Geschichte mit Schuldzuweisungen geht aber nicht auf. Die tiefsten Zusammenhänge liegen in Gottes Hand und Fügung allein.